

## Wie Geschwister gemeinsam lernen: um zu deuten die Zeichen der Zeit. – Aprendiendo juntos como hermanos a leer los signos de los tiempos.

Betrachtungen zum Leitwort 2010/2011 der Partnerschaft, von Wolfgang Sauer

Wenn sich am 23. Februar 2011 der Gründungstag der Partnerschaft zwischen der Katholischen Kirche in Peru und der Erzdiözese Freiburg zum 25. Mal jährt, muss mit innerer Notwendigkeit auch ein anderes Jubiläum in den Blick genommen werden: die ebenfalls bevorstehende 50. Wiederkehr des Beginns des Zweiten Vatikanischen Konzils, das am 11. Oktober 1962 feierlich eröffnet wurde. Auch wenn beide Ereignisse in ihrer Bedeutung kaum vergleichbar sind, hängen sie doch in unauflösbarer Weise zusammen. Die Idee der Partnerschaft verdankt sich den Visionen des II. Vatikanums, das mit seiner Communio-Theologie ein neues Paradigma für die Interaktion der Ortskirchen entwickelt hat. Das emotionale Erlebnis der persönlichen Begegnung mit Kollegen aus anderen Ländern und Kontinenten, das die Konzilsväter in der Konzils-Aula und nicht nur dort machen durften, wurde theoretisch fundiert durch eine neue Theologie der Verantwortung und Vernetzung der einzelnen Ortskirchen. Indem sich alle - mehr als je zuvor und sehr bewusst - als authentische, mit eigener Würde und Vollmacht ausgestatte, Teile der großen Weltkirche verstehen lernten, wuchs auch das Interesse, die Teile untereinander in lebendigen Austausch zu bringen: in einen Austausch des Glaubens, der erfahrenen Nähe und der gegenseitigen Verantwortung. Was das bis heute aktuelle Dokument der Katholischen Bischöfe Deutschlands „Allen Völkern Sein Heil (September 2004)“ als globale Gebets-, Lern- und Solidargemeinschaft bezeichnet hat, verdankt seine theoretische Begründung der Ekklesiologie des 2. Vatikanischen Konzils. Die Begegnung der Teilkirchen (partes), in gegenseitigem Respekt und weitgehender Überwindung der Rede von den abhängigen „jungen Kirchen“, mündete in den Gedanken und die Realisierung des „Modells Partnerschaft“. Es wäre zu kurz gegriffen, wenn man die Intention der Partnerschaftsidee nur damit umschrieben sähe, dass man in Überwindung überkommener Partnerschafts- und Dependenzmodelle von einer assistentialistischen zu einer Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe kommen wollte, wiewohl dieser Aspekt bis heute seine Bedeutung hat. Partnerschaft meinte von Anfang an mehr: der Begriff ist auf das Engste verbunden mit einer Ekklesiologie der Geschwisterlichkeit und des gegenseitigen Verwiesenseins. Keine Ortskirche stellt aus sich heraus die ganze Fülle des Christusgeheimnisses dar. Erst in der weltkirchlichen Gemeinschaft des Glaubens, im „vinculum communionis“ unter der Letztverantwortung des Bischofs von Rom und Nachfolgers Petri verwirklicht sich die Kirche Jesu Christi. In Anlehnung an das programmatische Wort von einer „in ihrem Wesen missionarischen Kirche“ (Lumen gentium) kann in analoger Weise von einer „wesentlich partnerschaftlich verfassten Kirche“ gesprochen werden. „Partnerschaft“ ist also keine akzidentelle Ausformung des Kircheseins, sondern eine Entfaltung der Katholizität als eines der Wesensmerkmale der Kirche Jesu Christi.

Die reflektierte Rückbindung an das Zweite Vatikanische Konzil ist notwendig, um die Ausgestaltung und das aggiornamento der Partnerschaftsidee aus Anlass des Silbernen Jubiläums im Jahr 2011 auf den ursprünglichen Spuren zu halten bzw. dorthin zurückzuführen. Wäre es dem Erzbischof Freiburg im Jahre 1986 nur darum gegangen, als eigener „Player“ in die Liga der Projekthilfe und Solidarität in der Einen Welt einzusteigen, dann hätten die damals laut gewordenen Einwände und Vorbehalte gegen dieses Experiment Recht behalten. Denn 25 Jahre nach Abschluss des Konzils hatte die Katholische

Kirche in Deutschland ihr Netzwerk der Solidarität bereits in hervorragender Weise etabliert und ausdifferenziert: die Hilfswerke Misereor (weltweit, gegründet 1958) und Adveniat (für Lateinamerika, 1962) hatten sich als effizient und segensreich erwiesen und waren bereits tief in das Gedächtnis des „Kontinents der Hoffnung“, wie Lateinamerika damals (noch) bezeichnet wurde, eingedrungen. Um Solidarität zu üben und Projektzusammenarbeit bis auf die Ebene der Pfarrei auszuweiten, hätte es der Partnerschaft nicht bedurft. Und bis heute – eigentlich noch mehr als früher - zeigt sich, dass der eigentliche Schatz der Partnerschaft nicht gehoben wird oder verkümmert, wo sich die geschwisterlichen Beziehungen vornehmlich auf den Aspekt materieller Solidarität konzentrieren und dabei leider nicht selten Erkenntnisse der Entwicklungspolitik („Hilfe zur Selbsthilfe“) aus dem Blick verlieren, die seit mehr als 50 Jahren zum gesicherten „Weltkirchenwissen“ in Deutschland gehören oder besser: gehören sollten.

Mit den drei Säulen der „Spiritualität“, „Kommunikation“ und „Solidarität“ (in dieser Reihenfolge der Wertigkeit) hat sich die Diözesanpartnerschaft Freiburg-Peru zu einem „gelungenen Modell weltkirchlicher Beziehung“ (Erzbischof Dr. Oskar Saier +) entwickelt, zu „einer Lebensgestalt des Weltkircheseins unter den heutigen globalen Bedingungen“ (Erzbischof Javier del Rio Alba, Arequipa). Wenn mit dem 25-jährigen Partnerschaftsjubiläum eine notwendige Standortbestimmung und Reform bzw. Neuorientierung anstehen sollte, dann ist das gewählte Leitwort eine signifikante Richtschnur. Die Formulierung „die Zeichen der Zeit deuten“ atmet bis in den Wortlaut hinein die Selbstverpflichtung, die die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil eingegangen ist. Gegen alle Tendenzen, dieses Ökumenische Konzil zu marginalisieren oder gar als einen niveaulosen Sündenfall in der Kirchengeschichte abzutun, muss festgehalten werden, dass sich das Konzil mit seinen dogmatischen Konstitutionen auf ein erneuertes Bild von Kirchengemeinschaft, Apostolat, Weltverantwortung und Mission verständigt hatte, das an Aktualität nicht nur nichts eingebüßt, sondern ganz nachdrücklich hinzugewonnen hat.

„Die Zeichen der Zeit deuten“ ist deswegen auch ein Auftrag der Partnerschaft. Dabei geht es sowohl um die sorgfältige Analyse der globalen Zusammenhänge der Weltwirtschaft, der Ökologie, der Kommunikationsgerechtigkeit und neuer, nachhaltiger Formen der Solidarität, als auch um eine innerkirchliche Selbstbesinnung auf das, was im Evangelium über das Verhältnis der Glieder des Leibes Christi untereinander ausgesagt ist. Das Evangelium ist nicht indifferent gegenüber der Art und Weise, wie sich im Volk Gottes das Verhältnis von Leitungsverantwortung und Partizipation gestaltet, welche daraus sich ableitenden Formen von Transparenz und Wahrhaftigkeit geübt werden – übrigens ein Prozess, der unter dem Leitbegriff „Código de ética“ seit kurzem in der peruanischen Partnerschaftsfamilie angestoßen wurde und u.a. zu einer Selbstbesinnung auf manche ungerechtfertigten Erwartungshaltungen gegenüber den Geschwistern in Deutschland geführt hat. „Die Zeichen der Zeit deuten“ heißt in aller Demut auch den Blick auf die eigenen Verhaltensmuster lenken, auf die real existierenden Prioritäten der Ausgestaltung der jeweiligen Partnerschaft bis hin zu einer aufrichtigen Gewissenserforschung im Blick auf die offenen oder geheimen Motive des Handelns. Wie in einer Ehe, die sich nach 25 Jahren Rechenschaft gibt über den zurückgelegten Weg, gilt es die erste Liebe neu zu entfachen, die ursprünglichen Ideale in den Blick zu nehmen und in einer reiferen, realistischeren Weise nach Ausdrucksformen der gegenseitigen Treue zu suchen, die das Bleibende in den Blick nimmt und nicht den kurzfristigen, womöglich egoistischen Vorteil.

In der ersten Hälfte des Leitwortes wird auf einen Liedvers Bezug genommen, der tief im Herzen Lateinamerikas und damit auch Perus verankert ist: **gemeinsam als Geschwister, gemeinsam wie Geschwister: „juntos como hermanos“**. Die Geschwisterlichkeit, das Sich-Begreifen als Kinder des eines Vaters im Himmel, ist eine Urmelodie der Kirche seit apostolischen Zeiten. Paulus wird nicht müde zu betonen, dass die verschiedenen Unterschiede und Unterscheidungen zwischen den Menschen für immer aufgehoben sind in der Würde der Mitgliedschaft im Leib Christi. Dieser Gedanke ist nicht unwichtig in einem Kontinent, in dem sich das Christentum über Jahrhunderte hinweg doch allzu sehr in der Unterschiedenheit gesellschaftlicher Klassen präsentiert und damit auch das hervorgebracht hat, was zurecht als „strukturelle Sünde“ denunziert wurde. Spätestens mit der „Option für die Armen“ (Puebla, 1968) und vergleichbaren Leitideen der großen lateinamerikanischen Bischofsversammlungen ist das Geschwistersein in gleicher Würde in einen elementaren Rang erhoben worden, der in Aparecida auch von Papst Benedikt noch einmal ratifiziert wurde. In dem „juntos“ – „gemeinsam“ ist eine Lebensmelodie des Kontinents angesprochen, der an die alten Solidartraditionen vorchristlicher Kulturen anknüpft und im fast schon sprichwörtlichen Familien- und Gruppensinn Lateinamerikas seinen bleibenden Niederschlag findet. Ohne diese fast schon genetische Disposition zur Solidarität würde Lateinamerika die Leiden und Herausforderungen der Vergangenheit nicht bestanden haben. Zugleich mahnt das „wie Geschwister gemeinsam“ eine im Individualismus erstickende europäische Kultur, die wesentlichen Inhalte des Humanum nicht auf dem Altar der Autonomie und falsch verstandenen Freiheit zu opfern.

Mit Blick auf die „Geschwisterlichkeit“, die auch in der Partnerschaft eine Basistugend oder Schlüsselqualifikation darstellt, ist ergänzend anzumerken, dass es dabei nicht um eine harmonische Konfliktlosigkeit gehen kann. Wie in der Familie, in der die Geschwister einen gemeinsamen Weg gehen, kommt es zwangsläufig zu Profilierungen, Auseinandersetzungen, zum Ringen um die je entsprechende Rolle und die Entfaltung der spezifischen Begabungen und Charismen. Die Partnerschaft hat vielleicht noch nicht genügend gelernt, dass solche in fairem Streit ausgehandelten Interessen mit dazu gehören, und dass man sich gerade deswegen jeglichen diplomatischen Verschleierns und „Schonens“ gerade deswegen enthalten kann, weil man doch zu der einen Familie gehört, nämlich der Familie der Kinder Gottes. Nach 25 Jahren dürfen Partner die Zeit des schonenden Ertragens hinter sich gelassen haben und um der gemeinsamen größeren Wahrheit willen auch einmal „Klartext reden“ und das beim Namen nennen, was der Korrektur bedarf und keine Zukunft hat. „Als Geschwister“ und „Wie Geschwister“: während die eine Form der Übersetzung des „como“ die wesentliche Grundlage beschreibt, ermutigt die andere zum Stil und zur Methode eines freimütigen Miteinander, zu dem der *cariño* erlebter Harmonie genauso gehört wie der ausgehaltene Dissens und – wenn es denn sein muss – der herzhafteste Streit.

Ein weiterer und letzter Aspekt, der in der spanischen Fassung des Leitwortes sozusagen die Ouvertüre bildet, ist die Selbstverpflichtung zur „Lerngemeinschaft“: **aprendiendo juntos – gemeinsam lernen**. Sehr bewusst wird vermieden, die geläufige Formel vom „Voneinander Lernen“ unreflektiert zu wiederholen. Denn bei genauerem Hinsehen wird man – zumindest für die deutsche Seite – feststellen müssen, dass sich die Lernbereitschaft doch sehr in Grenzen hält. Es dürfte auch nach 25 Jahren gelebter und erlebter Partnerschaft nicht leicht sein, Felder auszumachen, in denen die deutschen Partner wirklich etwas von ihren Geschwistern in Peru gelernt und in ihre Lebenspraxis übernommen hätten. Was im Einzelfall vielleicht doch an neuer Lebenskultur entstanden sein könnte, ist zumindest im

Großen, etwa in den Strukturen der Pastoral oder der gelebten Glaubenspraxis, nicht oder – hoffnungsvoller formuliert! – noch nicht angekommen. Vielleicht ist eine entsprechende Erwartung auch zu hoch geschraubt, angesichts der Unterschiedlichkeit der Kulturen und Traditionen und der damit verbundenen Nichtübertragbarkeit von gesellschaftlichen, kirchlichen und individuellen Existenzmodellen. Wenn dem aber so sein sollte, dann wäre es nach 25 Jahren gelebter Partnerschaft die größere Ehrlichkeit, die gerne plakatierte Formel des „Voneinander Lernens“ aufzugeben und etwa auf deutscher Seite einzugestehen, dass man hierzulande vielleicht einer nicht ausgesprochenen Arroganz aufsitzt, dass „die anderen“ uns ja gar nicht helfen können angesichts der unvergleichlichen Komplexität und Einzigartigkeit unserer Fragestellungen.

Geht man von hier noch einmal zurück zum „gemeinsam“ übernommenen Auftrag, die Zeichen der Zeit zu deuten, und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, wie das Konzil sagt, dann gehört dazu schließlich auch eine nüchterne Besinnung auf die denkbare oder mögliche Zukunft der Partnerschaft. Zu nennen wären hier die demographische Problematik, die zumindest auf deutscher Seite zu großer Sorge Anlass gibt. Die begeisterte Generation, die sich 1986 auf das großartige „Experiment Partnerschaft“ eingelassen hat, kommt vom Lebensalter her an ihre Grenzen. Auch die pastoralen Strukturen sind – und dies gilt für beide Seiten – nicht unbedingt partnerschaftsfördernder geworden. Auf übergreifende Aspekte hat die Studie von Klaus Kießling aufmerksam gemacht, die im Rahmen des Prozesses zur „Zukunft der weltkirchlichen Arbeit in Deutschland“ publiziert wurde. Welchen Beitrag die zahlreichen Voluntarias und Voluntarios leisten werden oder leisten wollen, die durch ihren Jahreseinsatz im Partnerschaftsland über ein ganz außergewöhnliches Peruwissen verfügen, lässt sich derzeit auch noch nicht präzise absehen.

So stehen im Jubiläumsjahr der Perupartnerschaft neben kostbaren und einzigartigen positiven Entdeckungen und Erfahrungen auch zahlreiche nicht gelöste oder schwer lösbare Fragestellungen im Raum, die eine Herausforderung darstellen und als Agenda der kommenden Jahre aufgefasst werden dürfen. Es scheint, dass das gerne zitierte Wort von Bischof Salvador Piñeiro „La Partnerschaft tiene más futuro que pasado – die Partnerschaft hat mehr Zukunft als Vergangenheit“ einen geradezu prophetischen Sinn enthält, der in einer freieren Form der Übersetzung deutlicher zutage tritt: „die Partnerschaft hat ihre eigentliche Zukunft erst noch vor sich.“ So gesehen wären die ersten 25 Jahre des partnerschaftlichen Experiments sozusagen ein erster Probelauf, ein Stück wertvollster Lerngeschichte, oder – um den eingangs beschriebenen Kontext in Erinnerung zu rufen – ein Teil der Rezeptionsgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, die noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen ist. Bei dieser Interpretation dürften all jene, die bis heute in unermüdlichem persönlichen Einsatz für die Partnerschaftsarbeit stehen, es als große Genugtuung empfinden, aktiv und ganz unmittelbar ein Stück Kirchengeschichte geschrieben zu haben, durchlebt in einem ganz persönlichen Weg des Glaubens in weltkirchlicher Offenheit. Dann hätte – und wer wollte daran zweifeln?! – das Wort von Kardinal Landázuri-Ricketts seine Gültigkeit, der die Partnerschaft zwischen der Erzdiözese Freiburg und der katholischen Kirche in Peru als ein „Geschenk der göttlichen Vorsehung“ bezeichnet hat. Will sagen, als ein Stück erlebter Gnade im persönlichen Glaubensleben und als eine verheißungsvolle Periode der Selbstentdeckung der katholischen Kirche: als Weltkirche!

Freiburg, 28. Februar 2010